

Veranstaltung
^
Wie viel Raum der Religion haben
Einladung zur Podiumsdiskussion am Tag der offenen Moschee
3.10.2011 Ibrahim Khalil Moschee Billstedter Hauptstraße 50, 20111 Hamburg

Titel
Wo entsteht Gemeinde?
Die versteckten Moscheen in Hamburg

Verfasser
Joachim Reinig, Architekt

Klaus Joachim Reinig ist Freier Architekt in Hamburg (Plan -R- Architekten) plant Gemeinschaftliche Wohnprojekte und arbeitet für Kirchen und Moscheen (z.Zt. Pastorat Friedenskirche, Sanierung Kirchenschiff Michel, Kirchenkatzen für Obdachlose, Umbau Gemeindezentrum Osdorfer Born). Er engagiert sich bei dem Aufbau von Genossenschaften und intermediärer Organisationen.

Muslime in Hamburg

In etwa 10 Jahren werden Hamburger Bürger im Alter bis 40 Jahre zur Hälfte aus dem Ausland stammen oder aus Familien mit einem Migrationshintergrund. Ohne diese Zuwanderung hätte Deutschland am Ende dieses Jahrhunderts anstatt 82 Millionen Einwohner nur noch 25 bis 30 Millionen Einwohner(1).

1999 gab es in Hamburg 270 000 Ausländer, davon ca. 130 000 aus Ländern mit islamischer Religion. Damit gibt es in Hamburg etwa soviel Muslime wie deutsche Katholiken.

In Hamburg leben 2011 ca. 451.000 Menschen mit Migrationshintergrund. Das sind ca. 26% der Hamburger Bevölkerung. Damit liegt Hamburg deutlich über dem Bundesdurchschnitt von 18%. (5)

Ich möchte Ihnen heute die Orte zeigen, an denen sich die Muslime treffen und unter welchen Bedingungen sie ihre Religion ausüben. Ich habe diese Orte als beratender Architekt kennengelernt. In St. Georg, wo ich wohne und arbeite, haben wir einen Gesprächskreis initiiert, der deutsche und ausländische St. Georgianer zusammenführt und einen direkten Dialog ermöglicht, den „St.Georg-Dialog“.

Auf diesem Hintergrund möchte ich auf die Frage zu sprechen kommen: „Integration oder Segregation?“ und was dies für die Orte bedeutet, die muslimische Gemeinschaften in unserer Stadt haben oder benötigen.

Wo sind Muslime in Hamburg sichtbar?

Einer der ersten Gebetsräume für Muslime in Hamburg entstand Anfang der 50er Jahre durch pakistanische Studenten an der Hamburger Universität. Im theologischen Seminar stellten christliche Professoren ihren muslimischen Studenten einen Raum zum Freitagsgebet zur Verfügung. Die Studenten konnten bis dahin nur in der ältesten Moschee, der Ahmediya-Moschee in der Wieckstraße in Stellingen beten. (gebaut vom Architekten Knaak, ein deutscher Muslim, der später noch eine Moschee in Frankfurt plante).

Als der Bedarf größer wurde, zogen die muslimischen Studenten in ein Gebäude in der Bornstraße 16a. Imam war der Deutsche Muslim Mohammad Abdul Karim Grimm. Ein Imam ist ein gewählter Vorbeter und Prediger, er wird nicht zentral eingesetzt, sondern von der Gemeinde bestimmt.

Er erzählt eine bezeichnende Geschichte: Seit 1963 waren in Hamburg 3600 Gastarbeiter aus der Türkei beim Deichbau beschäftigt. Zu dem Ith-Fest am Ende des Fastenmonats Ramadan 1964 suchten sie einen Platz zum Beten und kamen zu dem kleinen Gebetsraum in der Bornstraße, der gerade 46 Personen fasste. Es waren ungefähr 2500 Muslime, die schließlich ihre Jacken und Mäntel auf die Straße legten und ihr Gebet verrichteten. Der Verkehr war völlig blockiert und die Fahrbereitschaft der Polizei am Pferdestall fragte nach den Verantwortlichen. Aber der Einsatzleiter hatte volles Verständnis und bat lediglich darum, dass das nächste Mal rechtzeitig Bescheid gegeben wird, so dass die Straße abgesperrt werden könne.

Auf Initiative von iranischen Kaufleuten wurde 1961 der Grundstein gelegt für das Islamische Zentrum an der Schönen Aussicht. Es ist die einzige repräsentative Moschee in Hamburg und wurde geplant von den Architekten Schramm und Eligius in Zusammenarbeit mit dem iranischen Architekten Zargarpour.

Um die Moschee mit Leben zu füllen, wurden die muslimischen Studenten zum Freitagsgebet eingeladen und die Kaufleute stellten ihnen jeden Freitag einen Bus zur Verfügung.

Einer dieser ehemaligen Studenten, der Urdu-Professor Mehdi Razvi hält in dieser Moschee seit 1975 einen aufgeklärten Koranunterricht in deutscher Sprache.

Das Islamische Zentrum ist heute eine der bedeutendsten Moscheen des schiitischen Islams in Europa. Zu den Imamen gehörten bekannte Persönlichkeiten wie der ehemalige iranische Staatspräsident Mohammed Khatami.

Ganz anders verlief die Geschichte der türkischen Gemeinde in Hamburg: 1961 baute die DDR die Mauer zur Bundesrepublik und damit verschärfte sich der Arbeitskräftemangel im Wirtschaftswunderland. Zehn Wochen nach dem 13. August wurde das deutsch-türkische Anwerbeabkommen unterzeichnet. Zwischen 1961 und 1973 forderten deutsche Unternehmen rund 740 000 Arbeitskräfte aus der Türkei an. (2) Die Menschen, die als „Gastarbeiter“ kamen, brachten (hauptsächlich nach dem Anwerbestopp 1973) ihre Familien mit oder gründeten in Deutschland eine Familie. Heute leben rund 2,5 Millionen türkische Migranten bei uns.

Dass sie als „Arbeitskräfte auf Zeit“ kamen und viele sich selbst auch so verstanden, spiegelt sich in der Tatsache wieder, dass es in Hamburg bis 1972 keinen eigenen Gebetsraum für türkische Muslime gab. In einem Hinterhof in der Böckmannstraße wurde 1970 der erste Gebetsraum eingerichtet und zwei Jahre später eine alte Badeanstalt schräg gegenüber gekauft – die heutige Centrum-Moschee. 1990 wurde auf einem Anbau auch zwei Minarette errichtet – gebaut von türkischen Arbeitern der Sitas-Werft.

Alle anderen Moscheen und Gebetsräume in Hamburg liegen in Hinterhöfen, Kellern, Garagen, Wohnhäusern, ehemalige Läden, in den Stadtteilen, in denen viele Migranten Wohnungen bekommen haben. Man muß genau hinsehen, um diese „Moscheen“ zu entdecken:

Oftmals geben nur handgemalte Schilder Hinweise zu diesen Hinterräumen, Schilder, auf denen die Realität mit Bildern von Moscheen geschönt wird. Die - manchmal getrennten Eingänge nur für Frauen oder Männer - fallen hauptsächlich auf, wenn Freitags nachmittags zum Cuma (Freitagsgebet) viele Migranten auf den Bürgersteigen stehen.

Deutsche gehen hier nicht herein, obwohl auch nicht-muslimische Gäste die Gebetsräume besuchen können (wenn sie die Schuhe ausziehen und sich wie in einem sakralen Raum verhalten).

Im Hause Brennerstr. 12 befinden sich zwei Moscheen: Im Erd- und Obergeschoss die Kurdische Moschee, Im Keller die pakistanische Moschee Pak-Islami-Merkez.

Überhaupt finden sich in St. Georg am Steindamm und seinen Nebenstraßen die meisten Moscheen Hamburgs. Grund hierfür ist die zentrale Lage, die gute Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln und das Vorhandensein zahlreicher ethnisch geprägter Lebensmittelläden, Fleischereien und Restaurants, so dass Moscheebesuch und Einkauf verbunden werden können.

Am Steindamm 47 ist die Vahdet Camii („Moschee der Einheit“). Der angeschlossene Supermarkt wirbt für Helal Et Pazari, (türkisch: der Bazar für erlaubtes Fleisch) und bietet Müjde an (türkisch für „Überraschung-Sonderangebot“).

In dem Gebäude Am Kleinen Pulverteich gibt es gleich drei Moscheen: Das Gebäude wurde Anfang der 90er Jahre von der Albanischen Gemeinde erworben, die ihre Moschee im Erdgeschoss einrichtete. In einem Nebeneingang wurden später Räumlichkeiten an das Islamic Center, eine pakistanische Moscheegemeinde, vermietet. Im Untergeschoss, einer ehemaligen Tiefgarage, besteht mit der mehrheitlich arabischen Al-Nour-Moschee die von der Besucherzahl her größte Moschee Hamburgs. Zu Freitags- und Festgebeten kommen oft weit über 1.000 Besucher. Die Menschen beten dann auch draußen im Eingangsbereich und manchmal sogar bis auf die Straße. Dies sind problematische Zustände und die Gemeinde bemüht sich seit nahezu einem Jahrzehnt um bessere Räumlichkeiten. Auch ein Neubau wird angedacht. Alle geplanten Projekte scheiterten jedoch, auch weil sich Politik und Verwaltung hinsichtlich baurechtlicher Genehmigung wenig konstruktiv zeigten. Hier spielt wohl auch die Angst vor öffentlichen „Moscheebaukonflikten“, wie es sie in anderen Städten schon gegeben hat, eine Rolle.

Die Häuser am Kreuzweg sollen Anfang nächsten Jahres abgerissen werden. Betroffen hiervon sind zwei Moscheen: Die Al-Houda-Moschee – eine arabische Moschee auf dem Hinterhof von Nr. 14 – und die Tawba-Moschee (Nr. 12), die von westafrikanischen Muslimen besucht wird. Beide Gemeinden werden nun vorerst heimatlos werden. Es ist zu erwarten, dass die Besucher der Houda-Moschee dann in der Nur-Moschee beten, was die Situation dort nochmals verschärft. Die Tawba-Moschee entstand, als der Gebäudekomplex Adenauerallee/Böckmannstr. vor 8 Jahren abgerissen wurde und die dort untergebrachte Ansar-ul-Deen-Moschee in die Wendenstraße umzog. Weil das einigen Gemeindemitgliedern zu abgelegen erschien, gründeten sie eine eigene Moschee und mieteten die jetzigen Räume an.

Moscheen finden sich auch in weiteren Stadtteilen Hamburgs:

In Steilshoop gibt es eine Stadtteil-Moschee im Bereich des Einkaufszentrum im Dachgeschoss des Hochhausgebäudes Gründgensstr. 26. Die Gemeinde ist zwar mehrheitlich türkisch, nach der Bewohnerstruktur des Stadtteils aber doch sehr international geprägt. Die Freitagspredigt wird auf Deutsch abgehalten.

Die Bosnische Moschee findet man in Horn im Horner Brückenweg 6 auf dem Hof in einem umgebauten ehemaligen 1000Töpfe-Laden. Sie ist innen sehr

schön ausgebaut und in klassischer Weise dekoriert und hat sogar eine Kuppel. Sie wurde im Juni 2011 eingeweiht.

In Barmbek weist nur ein Schild vor einem Supermarkt in der Tondernstr. 19 nur ein Schild auf die dort im Keller befindliche Nasrul-Faida-Moschee hin, die vorwiegend Muslime aus Ghana besuchen.

In St. Pauli Am Nobistor 40 entstand im Jahr 2000 die Yeni Beyazit Camii in einem ehemaligen Möbelgeschäft (Beyazit ist ein islamischer Mystiker, gest. 874)

Wilhelmsburg ist ein Stadtteil mit hohem Migrantenanteil und es finden sich hier drei Moscheen: Die Ayasofya liegt im Vogelhüttendeich in einem rückwärtigen Anbau. (benannt nach der „Heilige Sophie-Moschee“ in Istanbul, eine ehemalige byzantinische Kirche). Weiterhin gibt es in der Eckermannstr. Die Muradiye-Moschee der DITIB in einer ehemaligen neuapostolischen Kirche und die kurdische Said-i-Nursi-Moschee in einem Eckhaus an der Rotenhäuser Str.

Die Moschee in Neugraben befindet sich jetzt in der Cuxhavener Str. 334 (Eckgebäude) und heißt Yildiz (=Stern)-Moschee. Die Klein-Istanbul-Moschee in Neuenfelde ging von Arbeitern der dortigen Sitas-Werft aus.

In einem ehemals landwirtschaftlich geprägten Marschgebiet hat die schiitische irakische Gemeinde das Wohnhaus Billbrookdeich 264 gekauft und nutzt es als Moschee. Zunächst wurde eine provisorische Treppe rückseitig angebaut für einen Fraueneingang. Die Moschee heißt jetzt Nooralhuda und ist auch nicht mehr provisorisch.

In einem Industriegebiet in Wandsbek liegt die Belal-Moschee der schiitischen afghanischen Gemeinde (Eftingestraße 19 in Wandsbek). Das Gebäude wurde bereits in den 90er Jahren gekauft und zwischenzeitlich erheblich umgebaut und erweitert.

In Bergedorf wurde eine nicht alltägliche Lösung gefunden, indem die dortige DITIB-Moschee beim Neubau des Einkaufszentrums in das Center integriert wurde. Hintergrund war, dass das bisherige Moscheegebäude für den Bau des Centers abgerissen werden musste.

In Billstedt existiert neben der afghanischen Ibrahim-Khalil-Moschee eine DITIB-Moschee.

Auf den ersten Blick sehen diese Moscheen für uns sehr ähnlich aus, wenn wir sie überhaupt erkennen. Beim genaueren Hinsehen oder in den Gesprächen mit den Nutzern stellt man aber fest, dass es sehr unterschiedliche Gemeinden aus den verschiedensten Nationen sind, die hier ihre Treffen abhalten.

In Hamburg gibt es meines Wissens heute folgende Moscheen:

26 türkische / 4 Arabische / 3 Kurdische / 2 Afghanische / 2 Pakistanische / 4 Afrikanische / 1 Iranische / 1 Irakische / 1 Albanische / 1 Bosnische / 1 Multiethnische - insgesamt 46 Moscheen. Hinzu kommen ca. 20 islamisch gesinnte Vereine.

Anfangs traten viele Moscheegemeinden als „Kulturverein“ auf. „Kulturverein“ steht für die unterschiedlichsten Aktivitäten, auch für nicht-religiöse Teestuben und sogar für Spiel- oder Zockerclubs, was oft ein allgemeines Mißtrauen hervorruft. Woher der Begriff „Kulturverein“ kommt ist unklar. Ahmed Yazici

von der Merkez Camii in Hamburg erklärt den Ursprung so: türkische Arbeiter in Lübeck, die sich als Verein Anfang der 80er Jahre organisieren wollten, um Räume anmieten zu können, fragten deutsche Sozialdemokraten bei der Arbeiterwohlfahrt um Hilfe. Diese schrieben ihnen eine Vereinssatzung und nannten der Verein „Kulturverein“. Nach erfolgreicher Registrierung beim Amtsgericht wurden dann diese Satzung immer wieder weitergereicht – und damit bürgerte sich auch dieser Begriff ein. Heute haben aber die meisten Moscheevereine ihre Satzungen geändert und den Namen „Kulturverein“ durch Islamische Gemeinde o.ä. ersetzt, weil so das eigene Selbstverständnis, Religionsgemeinschaft in Deutschland zu sein, unmißverständlicher zum Ausdruck kommt.

Die Moscheen in Hamburg gehören heute drei unterschiedlichen Verbänden an:

- 31 Moscheen SCHURA Rat der Islamischen Gemeinschaften in Hamburg; 1999 gegründeter multiethnischer Verband.
- 9 Moscheen DITIB (Verband der türkischen Anstalt für Religion in Ankara, welche an die Gemeinden für jeweils 6 Jahre Imame entsendet).
- 6 Moscheen Verband der Islamischen Kulturzentren (VIKZ); ebenfalls ein rein türkischer Verband.

Die Moscheen und Gebetsräume befinden sich vorwiegend in den Stadtteilen, in denen die Migranten wohnen, also im Zentrum von Altona, in Billstedt und Horn, Wilhelmsburg und Veddel, St. Pauli, im Zentrum von Harburg, in Barmbek und St. Georg. In sechs größeren Stadtteilen haben Migranten einen Anteil von über 30% der Bevölkerung.

Der Gebetsraum – ein heiliger Raum?

Der Prophet Mohammed kannte keine Moscheen. Gebetet wurde in den Häusern und Höfen, im Freien, unter schattigen Bäumen.

Haben die Kirchen die symbolische Ostorientierung beim Kirchenbau, weil die römischen Christen nach Osten in Richtung Jerusalem beteten, so halten Muslime auf der ganzen Welt die Richtung zur Quibla ein, d.h. sie beten weltweit in unterschiedliche Himmelsrichtungen, aber immer in Richtung Mekka. (In den ersten Jahren nach Mohammed haben sie auch in Richtung Jerusalem gebetet und es gibt im Iran noch eine Moschee mit diesen beiden Gebetsrichtungen). Ein wissentlicher Verstoß würde das Gebet ungültig werden lassen. In Hamburg ist Quibla ziemlich genau im Südosten. In dieser Richtung liegt in allen Moscheen der Mihrab (Gebetsnische) und der Mimbar (Predigtkanzel) und die Teppichmuster oder Linien geben den Gläubigen die genaue Ausrichtung ihrer Niederwerfung beim Gebet an.

Das islamische Gebet ist nur gültig, wenn es im Zustand der Reinheit ausgeführt wird. Hierzu ist eine rituelle Waschung erforderlich (türkisch: Abdes, arabisch: Wodu). Füße, Hände und Unterarme, Kopf und Nacken werden mit Wasser bestrichen. Ist kein frisches Wasser vorhanden oder kann es aus krankheitsgründen nicht benutzt werden, kann die rituelle Waschung auch trocken stattfinden – sie ist aber immer Voraussetzung zum Gebet.

Beim Gebet wirft sich der Gläubige mehrmals nieder und der Kopf berührt den Boden, daher ist der Gebetsraum immer ein sauberer Raum, der nur barfuß oder mit Strümpfen betreten werden darf.

Wird das Gebet anderswo verrichtet, wird ein Gebetsteppich oder ein Kleidungsstück untergelegt. Die Schiiten benutzen außerdem einen Gebetsstein, auf den der Kopf gelegt wird, als zusätzliche Sicherheit für Sauberkeit des Gebetsplatzes.

Moscheen und Gebetsräume sind keine „heiligen Räume“. Heilige Räume im Islam sind nur die Moscheen, die Gedenkstätten und Gräber von berühmten Imamen und ihrer Familienangehörigen enthalten. Je nach Raumangebot kann in Moscheen auch geschlafen oder gegessen werden, allerdings darf nicht geraucht werden. Handlungen, Gespräche und Gedanken sollten jedoch dem Ort angepasst werden und auf Betende wird Rücksicht genommen (aber Besucher können viele Moscheen auch zu Gebetszeiten besichtigen).

Wie in den jüdischen Tempeln finden Frauen in den Moscheen ihren Platz auf Emporen oder hinter Wandschirmen, oft zusammen mit den kleineren Kindern. Die Sharia selbst erlaubt das Gebet in einem gemeinsamen Raum, nur sollen die Frauen hinter den Männern beten (damit die Männer den Frauen bei der Niederwerfung nicht unter den Rock schauen und überhaupt würden Frauen im ständigen Blickfeld die Männer zu sehr ablenken). In der Imam-Ali-Moschee beten die Frauen hinter den Männern, in der Centrum-Moschee und in anderen größeren Moscheen wie der Belal-, der Ibrahim-Khalil- oder der Bosnischen Moschee gibt es eine Frauenetage oder Frauenbereich, in den das Gebet über Lautsprecher übertragen wird. In den kleineren Moscheen ist die Situation meist schlechter. Die Frauenräume sind oft zu klein, unbelichtet, schlecht belüftet und die Zugänge sind improvisiert. Es gibt auch Moscheen, deren bauliche Situation gar keine Frauenräume ermöglicht.

Der Umgang mit den Plätzen für die Frauen ist eine der spannendsten Fragen beim Bau neuer Moscheen in Europa.

Das Leben in den Moscheen

In der Organisation der islamischen Gemeinden ist eine Moschee nicht nur ein Ort zur Ausübung der Religion, sondern gleichzeitig Gemeindezentrum mit vielfältigen Aktivitäten. Hier wird zusammen gegessen und die religiösen und privaten Feste gefeiert, es werden Menschen in Lebenskrisen und Umbruchsituationen beraten, Jugendliche und Erwachsene erhalten Unterricht im Koran und in der arabischen Sprache, Schulkinder bekommen Nachhilfeunterricht in deutscher Sprache, in ihrer Heimatsprache und in anderen Fächern. Die Migranten der ersten Generation, von denen viele nicht mehr als 300-400 deutsche Worte sprechen, erhalten Deutschunterricht. Den Moscheen angegliedert sind oft Geschäfte zur Nahrungsversorgung, Buchläden, Reisebüros. Diese Geschäfte sind neben Spenden (und dem Zakkat, der Spende für die Armen am Ende des Ramadan) die finanzielle Grundlage für die Moscheeunterhaltung. Sie sind für Nicht-Mulsime zugänglich, ebenso wie die Moscheeräume selbst.

Die Teestuben und Restaurants sind die Treffpunkte insbesondere für die älteren Männer, die pensioniert oder arbeitslos sind.

Es sind die kulturellen Informationsbörsen, hier wird auch gemeinsam über Satellit das heimatliche Fernsehen gesehen und kommentiert.

Ein zunehmendes Problem stellen islamische Bestattungen dar. Sie sind in Hamburg bisher nur auf gesonderten Grabfeldern auf dem Friedhof Öjendorf und Ohlsdorf möglich. Bisher fanden ca. 2000 Bestattungen statt, die übrigen

Verstorbenen wurden in die Heimat zurückgebracht. Inzwischen auch ein Gräberfeld auf dem Friedhof in Bergedorf.

Türken werden hier in Deutschland Muslime und Deutsche

Die Entwicklung der Moscheen in Deutschland ist nicht zu trennen von der politischen Entwicklung in den Heimatländern, oftmals frühere Kolonien europäischer Länder.

Die Kinder der Eliten besuchten häufig die Schulen in Europa und wurden hier weltanschaulich geprägt. In der postkolonialen Zeit bildeten sie die politische Führungsschicht, die jedoch mit den aus Europa übernommenen sozialistischen oder demokratischen Systemen scheiterten. In den totalitären Regimen, wie z.B. Ägypten, Syrien oder dem Irak und anderen arabischen Ländern wurden politisch-religiöse Menschen verfolgt. Diese forderten seit den 60er und 70er Jahren die Rückbesinnung auf die eigenen Werte. Nicht wenige mussten ins Exil flüchten – paradoxerweise oft nach Europa, das ihnen Religionsfreiheit gewährt. Sie bildeten die Keimzellen und organisatorischen Kerne für den Aufbau neuer Gemeinden hier bei uns.

Sie trafen hier auf die Menschen, die als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen waren. Um den Kulturschock zu verarbeiten, hielten diese einerseits engen Kontakt zu der Heimat und ihren Familien dort, andererseits wurden die Moscheen die heimatlichen Inseln in der Fremde, auf die sie fliehen konnten. „Transportable Heimat“ nennt dies Wolfgang Grünberg, Professor für praktische Theologie an der Uni Hamburg und Leiter der Arbeitsstelle Kirche und Stadt.

Aber das Leben in Deutschland verändert auch sie. Viele junge Gastarbeiter verfügten über ein relativ hohes Einkommen. Zuhause wurde das Geld als Familieneinkommen behandelt und die Väter in der Heimat wollten darüber verfügen. Die jungen Männer rebellierten zunehmend gegen diese althergebrachten Strukturen und lösten sich mehr und mehr von der Familie im Heimatland. Auch die Frauen schätzten in Deutschland den Raum, den sie hier einnehmen können, z.B. dürfen sie hier alleine in die Stadt gehen. Das veränderte Viele langsam aber grundlegend und entfremdete sie von ihrer Herkunftskultur. In den Heimaturlauben wurden die Männer verantwortlich gemacht für das freizügige und selbstbewusste Verhalten der Frauen mit dem Ergebnis, dass oft die Kluft zur Heimat noch größer wurde.

Hier sind sie die „Türken“, in der Heimat ihrer Eltern, die die Jüngeren nur noch vom jährlichen obligatorischen Urlaub her kennen, werden sie „die Deutschen“ genannt. Sie fallen zwischen die Kulturen.

Nicht wenige versuchten eine Reintegration durch Rückkehr. Etliche scheiterten nach zwei oder drei Jahren. Möglicherweise konnten sie sich ein kleines Geschäft aufbauen oder eine Wohnung kaufen, doch Arbeit war knapp und für die Kinder gab es keine gute Perspektive, weder Ausbildung noch gesicherte Arbeit. Sie mussten zudem feststellen, dass der Aufenthalt im Ausland sie verändert hat. Viele zogen dann endgültig nach Deutschland.

Diese Desillusionierung ist ein Grund, dass seit Mitte der 80er Jahre, - mit der Zweiten Generation - die endgültige Integration in Deutschland sich als einzige Perspektive sich abzeichnete.

Mit der Zweiten Generation kam sowohl die deutsche Sprache und die Öffnung zur neuen Heimat, als auch der Wunsch, für die eigene Religion einen Platz zu finden. Die oftmals erst entdeckte oder wiedergefundene

Religion übernimmt dabei die Aufgabe der Kulturwahrung und der Erinnerung an die eigenen Wurzeln.

Als Muslime finden sie eine Eindeutigkeit, eine religiöse Heimat. Hier kann der Kulturschock überwunden werden und man findet Geborgenheit, eben dass, was auch Christen in den Kirchen und Juden in den Tempeln finden.

Mustafa Yoldaz, einer der Teilnehmer am St. Georg Dialog beschreibt das so: *„Die mangelnde Akzeptanz von Außen, die ständigen Ängste um den Arbeitsplatz wegen der unqualifizierten Ausbildung und die Angst vor Entfremdung veranlassten viele dazu, sich mehr an ihre eigene Kultur / Religion zu klammern. So ist es gar nicht verwunderlich, dass viele der Generation unserer Eltern hier erst ein religiöses Bewusstsein erlangten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass mein Vater sich nicht zu wenig Raki hinter die Binde goss, dann bei türkischer Musik mit seinen Freunden tanzte und mich dabei auf die Schulter nahm. Dabei verlor er die Kontrolle über sich und ich stürzte mit dem Kopf auf den Boden. Mittlerweile ist er aus islamischer Sicht seit über 20 Jahren „trocken“, betet fünfmal am Tag, hat schon die Pilgerfahrt hinter sich und bemüht sich auch sonst, ein guter selbstbewusster Muslim zu sein. In der Türkei hätte vielleicht so ein Bewusstseinswandel gar nicht stattgefunden.“*(3).

Moscheen – Orte der Integration oder Segregation?

Sind Moscheen heute Orte der Integration oder der Segregation (4)?

Unstrittig ist es Aufgabe der Religionen, Frieden zu stiften: Abraham ist ein gemeinsamer Ahnherr von Juden, Christen und Muslimen und die Ringparabel könnte eine Anleitung sein für ein friedliches Wettstreiten. (Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle drei Religionen auch eine kriegerische Geschichte haben und die heiligen Bücher kriegerische Aussagen beinhalten – was für einen konstruktiven Dialog aufgearbeitet und bewertet werden sollte).

Moscheen werden heute vielerorts mißtrauisch beäugt – hier treten Migranten sichtbar organisiert auf und nicht nur als einzelne Nachbarn und Kollegen. Beschworen wird die Angst vor dem „Staat im Staat“, die Angst vor der Umklammerung Europas durch den Halbmond. (Der Hamburger Verfassungsschutzbericht zeigt so ein Symbol von Milli Görüs). Die Türken, 1683 vor Wien erfolgreich zurückgeschlagen, jetzt sind sie unter uns!

Bei der Frage der Integrationsmöglichkeiten von Muslimen in einen christlichen Kulturkreis entstehen – oft auf beiden Seiten – fundamentalistische Antworten der Unverträglichkeit von Sharia und Grundgesetz oder Menschenrechten.

Gerade in den letzten Jahren ist in Deutschland und anderen europäischen Ländern angeheizt durch medienwirksame Publikationen wie das Sarrazin-Buch ein öffentlicher Diskurs über muslimische Migranten entstanden, welcher diese als „gefährliche Unterschicht“ brandmarkt. In Internetblogs wie „Politically Incorrect“ wird eine offen islamfeindliche Hetze betrieben. Solche Aggressionen richten sich dann gerade gegen öffentliche wahrnehmbare Erscheinungen des Islam wie eben Moscheen.

Jede Integration braucht Zeit und jede Integration verändert beide Seiten. Und jede Integration braucht Zeichen und Symbole

Grünberg stellt die Frage nach der „öffentlichen Symbolisierung“ unterschiedlicher Identitäten im Stadtgefüge und verweist auf latente oder

offene Gewaltpotential bei fehlenden Identifizierungsmöglichkeiten mit der Stadt.

Ich folge seinen Ausführungen: „Es ist also zu fragen, wie die Identifikation mit der eigenen Stadt nachhaltig gefördert werden und möglichst auf Dauer gestellt werden kann. Hier kommt bestimmten Symbolen, mit denen sich die Mehrheit der Stadtbevölkerung emotional identifizieren kann, eine große Rolle zu...Großstädte sind heute tendenziell als „Filialen“ der zusammenwachsenden Weltgesellschaft anzusehen und bedürfen als solcher zentraler, aber pluraler Symbolisierungen unterschiedlicher städtischer Gruppierungen“

Am Beispiel der skandinavischen Seemannskirchen in Hamburg oder der renovierten Synagogen in Berlin zeigt Grünberg auf, „wie öffentliche Repräsentation und Symbolisierung von Identität ethnischer Minoritäten das Gefühl vermittelte, in der Fremde doch auch zu Hause sein zu können. ... Fundamentalisierungstendenzen zeigen sich freilich gerade dort verstärkt, wo signifikanten Minderheiten keine öffentliche Anerkennung und Aufmerksamkeit zu Teil wird, wo also Ausgrenzungsängste in der städtischen Gesellschaft bestehen und dadurch Selbstisolierung oder Abkapselungstendenzen verstärkt werden.“

In vielen Europäischen Städten sind Moscheen entstanden – es ist keine lokale Frage mehr. In Rom oder Wien sind repräsentative Moscheen am Stadtrand entstanden, in Mannheim im Ausländerviertel, in München neben der Kläranlage, in Berlin am Tempelhofer Feld - aber immerhin, Gemeinden finden dort ihre Zentren.

Neue Standorte für Moscheen und Gebetsräume:

Hamburg tut sich noch schwer mit den neuen Bewohnern.

Die evangelische und katholische Kirche war 1998 unangenehm berührt, als sie im neuen Stadtentwicklungskonzept Hamburgs keine Erwähnung fanden, aber sie besitzen immerhin bedeutende Standorte. Sie stellen im Bewußtsein vieler Menschen genau jene Symbolik dar, von der vorhin die Rede war. Dies ist besonders in Hamburg mit seiner immer noch von Kirchtürmen bestimmten Silhouette der Fall, unabhängig von der Anzahl der aktiven deutschen Christen

Die Muslime können im Stadtbild die typischen Symbole Kuppel und Minarett hingegen kaum wiederfinden. Grünberg schreibt – ohne dies auf Muslime explizit zu beziehen – aber doch sehr treffend: *„Es gibt eine ins bauliche übertragene Segregationstendenz gegenüber bestimmten Ausländern, die die Geschichte religiöser und kultureller Intoleranz fort schreibt“.*

Die expedierenden islamischen Gemeinden haben einen großen Raumbedarf, finden jedoch keine Standorte. Die Bebauungspläne sehen keine neuen Standorte für religiöse Zwecke vor. Selbst wenn neue Stadtteile entwickelt werden, wie die Hafencity, werden Moscheenutzungen nicht einmal angedacht.

Alte Baupolizeiverordnungen oder altes Baurecht erlauben in Industriegebieten, Gewerbegebieten oder auch Wohngebieten keine kulturellen, sozialen oder religiösen Nutzungen. Befreiungen sind praktisch nicht zu bekommen, da die Nachbarn zustimmen müssen. Religionsgemeinschaften treffen auf offene oder versteckte Ablehnung in politischen Gremien.

Exemplarisch sind die anfangs schon angesprochenen Probleme der Al-Nour-Moschee, ein geeignetes Grundstück für einen Neubau zu erwerben. Zu erwähnen ist, dass gerade diese Moschee nach dem 11. September innerhalb der arabischen Community eine wichtige Integrationsfunktion erfüllte. Der dortige Imam, Scheich Samir, positionierte sich immer klar gegen Terror und Gewalt und die Dschihadismus-Ideologie. Die Moschee erwies deshalb auch für die Präventionsarbeit der Sicherheitsbehörden als ein wichtiger Ansprechpartner. Dass in Hamburg Propagandisten extremistischen Gedankenguts in der letzten Jahr von der Innenbehörde geschlossenen Taiba-Moschee isoliert blieben, ist auch der Arbeit der Al-Nour zu verdanken. Dass gerade für diese Moschee bis heute keine angemessenen Räumlichkeiten geschaffen werden konnten, ist schon mehr als problematisch.

Die Hamburger Islamischen Gemeinden haben sich 1999 zu der Schura zusammengeschlossen. Vorsitzender ist Mustafa Yoldaz. Mit der Schura ist für den interreligiösen Dialog ein geeigneter Gesprächspartner vorhanden.

Zusammenfassung

Abschließend möchte ich zusammenfassen in vier Punkten:

1. Integration braucht Zeit (vielleicht Generationen), mit der Sprache kommt die Entwicklung. Integration verändert beide Seiten: die integriert werden sollen und die Kultur, in die integriert wird.
2. *“Fehler wachsen aus der Unkenntnis von Regeln, und die Fremdheit von Fremden ist im Grunde diese unsere Unkenntnis.”* Zygmund Bauman
3. Islam ist wandlungsfähig. Christentum ist wandlungsfähig. Fundamentalistisch-mittelalterliche Auslegungen der heiligen Bücher sind historische Ergebnisse und veränderbar.
4. Integration ist möglich, wenn die Migranten-Kulturen und –Religionen ihren Platz bekommen und in der Stadt symbolisch sichtbar werden.

Anmerkungen

(1) Herwig Birg, Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld und Uno-Migrationsexperte, in: „Wann werden die Deutschen aussterben ? WaS, 12.11.00

(2) (Zeitpunkte 2/99).

(3) Dokumentation St. Georg Dialog, S. 26

(4) Definition Segregation „Absonderung einer Menschengruppe aus gesellschaftlichen, eigentumsrechtlichen oder räumlichen Gründen“ (Fremdwörterduden, ursprünglich: Begriff aus der amerikanischen Soziologie)

(5) Die vom Statistikamt Nord errechneten Zahlen kommen dadurch zustande, dass zu den Menschen mit Migrationshintergrund zählen:

- Menschen, die nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik zugewandert sind, sowie
- alle in Deutschland Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil (Ausländer, Eingebürgerter, Vertriebener, Aussiedler, Spätaussiedler oder Asylbewerber).

70% der in Hamburg lebenden Menschen mit Migrationshintergrund gehören zu den seit 1950 Zugewanderten; 30% sind in Deutschland geboren. Das Durchschnittsalter der Bevölkerung mit Migrationshintergrund liegt bei 33,6 Jahren und ist damit niedriger als das der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund mit 45,3 Jahren. Und auch der Männeranteil ist in der Bevölkerung mit Migrationshintergrund mit 52% höher als in der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund (47%).

Quelle: Landeszentrale für politische Bildung

Literatur

1. Bauman, Zygmunt: Postmoderne Ethik, Hamburg 1995
2. Birg, Herwig: „Wann werden die Deutschen aussterben ? in: WaS, 12.11.00)
3. Grünberg, Wolfgang: „Transportable Heimat“ in: Kirche + Kunst 2/2000, S. 72 ff)
4. Rohde, Mathias: Was lernt ihr eigentlich in der Koranschule? In: FAZ vom 27.10.2000, S. 54
5. St.Georg-Dialog: Inländische und ausländische St.Georger im Gespräch miteinander, Dokumentation, Hamburg 1999
6. Türken in Deutschland, Zeitpunkte, 2/1999 (Zeitmagazin)